

# 26. Erzählwettbewerb 2018

## an der Julius-Springer-Schule

### Preis der Schülerjury

Stille

Stefanie Nadine Baier (2DP1)

Meine Füße fühlten sich schwer an, als ich auf die Tür zulief. Der Weg schien mit jedem Schritt länger zu werden. Es war mir beinahe unmöglich, die Tür zu erreichen. Doch irgendwie schaffte ich es, öffnete sie und betrat den Raum. Dann erblickte ich sie.

Zusammengesunken lag sie auf ihrem Krankenbett. Unwillkürlich erinnerte ich mich an die Karte, die sie mir zu meinem 20. Geburtstag geschenkt hatte: „Auf die nächsten 20 Jahre!“

Ich trat an ihr Bett heran. Zärtlich streichelte ich ihre Hand. Ihr Gesicht war von den vergangenen Monaten gezeichnet. Plötzlich richtete sie sich auf und riss die Augen auf – trüb und leer. Schon fiel ihr Körper auf das Bett zurück. Es schien, als habe sie Schmerzen. Eine Flut von Gedanken brach über mich herein:

Wusste sie überhaupt, dass ich da war? Konnte sie meine Berührung spüren? Hatte sie Angst?

Ich versuchte, die Flut in meinem Kopf abebben zu lassen, indem ich mich zu ihr in das Bett legte. Doch es half nur wenig. Wie lange ich mich an ihre Seite schmiegte, kann ich nicht sagen. Ich versuchte, mich auf das wohlige Gefühl zu konzentrieren, das meinen Körper erfüllte, wenn ich mit ihr kuschelte. Ihre Lungen erzeugten ein Röcheln und Gurgeln, das mir durch Mark und Bein ging. Niemals würde ich dieses Geräusch wieder vergessen können. Es wurde immer lauter mit der Zeit und erfüllte den Raum. Meine Augen füllten sich mit Tränen. Angestrengt versuchte ich, diese zu unterdrücken. Sie sollte nicht wissen, dass ich traurig war. Denn bald würde es ihr besser gehen.

Die Masse der Gedanken, die sich in meinem Kopf sammelten, türmte sich immer weiter auf. Doch da geschah es – vollkommen unerwartet – zum ersten Mal: Ihre Atmung setzte aus. Geschockt sprang ich aus dem Bett und starrte sie fassungslos an. Es waren nur ein paar Sekunden, aber diese wenigen Momente schienen so unendlich lange zu sein. „Bitte bleib‘ bei mir!“, dachte ich verzweifelt und drückte ihre Hand. Im nächsten Augenblick fühlte ich mich schuldig, dass ich so egoistisch gewesen war. Ich wusste, dass sie litt.

Erneut setzte ihre Atmung aus. In meinem Herzen spürte ich einen unbeschreiblichen Schmerz, als hätte jemand mit einem Messer hineingestochen. Doch zum Glück setzte die Atmung wieder ein. Bei jedem Mal, wenn dies geschah, wuchs die Panik in mir, dies könnte ihr letzter Atemzug gewesen sein. Eine Träne rollte mir über die Wange. Liebevoll küsste ich sie auf die Stirn, um ihre Temperatur zu erspüren. Sie fühlte sich kälter an als gewöhnlich.

Dann setzte ihre Atmung erneut aus. Einen unendlich langen Augenblick wartete ich darauf, dass ihr Brustkorb sich aufbäumte und erneut senkte. Ich stand da und wartete. Doch nichts geschah. Ich fixierte ihre Halsschlagader. Ihr Puls zeichnete sich kaum mehr sichtbar ab. Die nackte Panik überkam mich. Ich blinzelte nicht einmal, sondern starrte sie nur an. Unfähig, mich zu rühren. Zehntausende, Abermillionen Gedanken schossen mir durch den Kopf und drohten, ihn zum Explodieren zu bringen. Es war laut und unerträglich.

Was mache ich nur ohne sie? Kann ich etwas für sie tun? Wie wird es ohne sie sein?

Noch immer war es mir nicht möglich, mich zu bewegen. Ich muss eine ganze Zeit lang so dagestanden haben. Erst als es an der Tür klopfte, war ich in der Lage, den Blick von ihr abzuwenden. Eine Schwester betrat den Raum. Sie trat an das Krankenbett heran und stellte die Morphiumpumpe ab. Mitfühlend sah sie mich an: „Mein Beileid zu Ihrem Verlust.“ Und in diesem Moment begriff ich es: Sie war tot! Ihr Körper nur noch eine leblose Hülle.

Ich sackte zusammen, kniete vor ihrem Bett, den Blick fest auf meinen Händen, und versuchte, die aufsteigende Übelkeit zu unterdrücken. Irgendwann löste ich den Blick und starrte ihre Leiche an. Und in meinem Kopf herrschte Stille.